

clv

Elisabeth Elliot

Durchs Tor der Herrlichkeit

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

© 1956, 1957 by The Auca Missionary Foundation, Inc.
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Through Gates of Splendor«
bei Harper & Brothers, New York

© der überarbeiteten Auflage 2009 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: E. Bluth
Umschlag: typtop, A. Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-215-3

Ich darf nicht zu Hause bleiben

»Die *Santa Juana* ist auf See. Durch den Hochnebel schimmern bleich die Sterne. Halbmond. Phosphoreszierend, als stehe es in Flammen, leuchtet das Kielwasser auf. Das Schiff rollt leicht auf der langen Dünung, und ein beständiger Wind weht.« In der kleinen Kabine an Bord des Frachters war es drückend heiß. Jim Elliot, der später mein Mann werden sollte, schrieb in den alten Leinenband, der ihm als Tagebuch diente. Es war eine Nacht im Februar 1952. Am anderen Tischchen der Kabine saß Pete Fleming, Jims Missionsbruder. Jim schrieb weiter:

»Hier draußen, wo – in welche Richtung man auch blickt – Himmel und See ineinander übergehen, kam wieder das erregende Erlebnis der Träume meiner Knabenzeit über mich. Schon auf der Schule hatte ich den Wunsch gehabt, zur See zu fahren, und ich entsinne mich noch sehr genau an die Zeiten, in denen ich aus dem dicken Merriam-Webster-Lexikon die Bezeichnungen der Segel auswendig lernte. Nun bin ich also tatsächlich auf See – als Fahrgast, aber immerhin auf See – mit Kurs auf Ecuador. Seltsam! Oder war es Gottes Wille, dass ich gerade jetzt die Antwort auf die Hoffnungen meiner Kindheit erhielt?

Heute früh verließen wir gegen zwei Uhr unseren Liegeplatz im Außenhafen von San Pedro in Kalifornien. Mutter und Vater standen am Kai und beobachteten das Auslaufen des Schiffes. Als es davonglitt, fiel mir Psalm 60,14 ein, und ich rief ihnen zu: ›Mit Gott wollen wir Taten tun!‹ Die Eltern winkten mir zu. Welche Wege hat Gott mich doch geführt!

Freude, jubelnde Freude, und Dankbarkeit erfüllten mich ... Alles, was ich je ersehnte, mehr, als ich je erbat, hat Gott an mir getan. Lob und Dank sei ihm und seinem Sohn Christus. Denn er hat verheißen: ›Ich will dich nicht verlassen noch versäumen‹, und ich darf mutig sagen: ›Ich fürchte mich nicht ...‹«

Jim Elliot legte die Feder nieder. Er war ein junger Mann von 25 Jahren, groß und breitschultrig, mit vollem braunem Haar und blaugrauen Augen. Er war unterwegs nach Ecuador. Dies war die Antwort auf die Gebete vieler Jahre um Gottes Führung bei der Wahl seiner Lebensaufgabe.

Viele Menschen konnten es nicht begreifen, dass sich ein junger Mann mit solchen Erfolgsmöglichkeiten entschließen konnte, sein Leben unter primitiven Völkern im Dschungel zu verbringen. Und schon vor einem Jahr hatte Jim hierauf die Antwort gegeben, die dann in seinem Tagebuch gefunden wurde:

»Es ist Gottes Ratschlag, der mich veranlasst, nach Ecuador zu gehen, meine Betty zu verlassen und die Mahnungen derer nicht zu beachten, die mich veranlassen wollen, in den Vereinigten Staaten zu bleiben und hier für Gott zu wirken. Wieso weiß ich, dass dies sein Wille ist? Ja, mein Herz sagte mir das in vielen Stunden in der Nacht, und ich wusste, dass hier Gott zu mir sprach! ... Keine Visionen, keine Stimmen, aber der Rat eines Herzens, das sich nach Gott sehnt.«

Pete verstand Jims Haltung. Die beiden kannten und schätzten sich schon lange. Der Umstand, dass sie jetzt gemeinsam nach Ecuador gingen, war eine der »Zugaben«, die Gott ihnen schenkte. Auch Pete hatte bei der Bekanntgabe seines Entschlusses, nach Ecuador zu gehen, bedenkliche Gesichter zu sehen und höfliche Fragen zu hören bekommen. Da er Magister der

philosophischen Fakultät war, hatte man erwartet, dass er an einem College unterrichten oder auch Religionslehrer werden würde. Dass er nun aber sein Leben unter unwissenden Wilden vergeuden wollte, das hielt man für mehr als eine Torheit.

Noch vor etwa einem Jahr schienen die Probleme Ecuadors diesen beiden jungen Männern recht unwichtig zu sein. Wohl hatten sie schon mit Missionaren gesprochen, die dort unter den Indianern tätig gewesen waren und ihnen auch von den vielen anderen Aufgaben – Entwicklung des Verkehrswesens, Erziehung, Kultivierung des Bodens – berichtet hatten. Die Mission tat viel, um dem Land bei der Überbrückung der tausendjährigen Spanne zwischen der primitiven Dschungelkultur und der modernen Zeit zu helfen. Es ging aber nur erschreckend langsam voran. Missionare hatten 25 Jahre lang unter den als Kopfjäger bekannten Jivaros gewirkt, unter den Ketschuas auf den Höhen der Anden und unter den rot bemalten Colorados der westlichen Wälder. Sogar den Cayapas im nordwestlichen Flussgebiet hatte man das Evangelium gepredigt, und in Kürze wollte man zum Stamm der Cofan, also bis an die Grenze Kolumbiens, vorstoßen.

Es gab aber eine Gruppe von Stämmen, die sich bisher hartnäckig gegen jedes Vordringen des weißen Mannes gewehrt hatte: die Aucas. Sie sind der isoliert lebende, unbesiegte, halb nomadische Überrest uralter Dschungel-Indianer. Im Laufe der Jahre waren aber doch Berichte über die Aucas aus dem Dschungel herausgesickert; Abenteurern, Kolonisten und Missionaren waren einzelne Aucas begegnet, die vor Massakern innerhalb ihres Stammes hatten fliehen müssen. Alles, was Jim und Pete hierüber in Erfahrung bringen konnten, schrieben sie wissbegierig auf, sodass schon allein die Erwähnung des Namens genügte, sie in Erregung zu versetzen. Würde ihnen eines Tages die Gnade zuteilwerden, sich an der Gewinnung der Aucas für Christus zu beteiligen?

Sie wussten, dass der erste Missionar, der das Gebiet der Aucas betreten hatte – der Jesuitenpriester Pedro Suarez –, auf

einer einsamen Station in der Nähe des Zusammenflusses von Napo und Curaray durch Speerwürfe ermordet worden war. Das war im Jahre 1667 gewesen. Seine Mörder waren Indianer, vielleicht die Vorfahren einiger der heute noch lebenden Aucas. Seitdem waren die Indianer während etwa zweier Jahrhunderte nicht mehr mit Weißen in Berührung gekommen. Dann hatte das Auftreten der Kautschukjäger eine düstere Seite in das Buch der Geschichte dieses Gebiets eingefügt. Etwa 50 Jahre hindurch – von 1875 bis 1925 – durchstreiften sie die Dschungel, plünderten und verbrannten die Hütten der Indianer, entführten ihre Frauen, quälten und versklavten das Volk. Es war eine Zeit, in der man allgemein nach dem Grundsatz handelte: Für primitive Rassen gilt kein Gesetz. Wen wunderte es da, dass die Aucas durchaus keine Freundschaft für den weißen Mann hegten? Würde Gottes Liebe Rücksichtslosigkeit und Hass der Vergangenheit tilgen können? Es zu versuchen, würde Jims und Petes Auftrag sein, denn sie wollten ja ebendiese Liebe zu jenen unberührten Völkern bringen. Hier waren ein Ruf und eine Führung, auf die beide seit ihren Kindheitstagen vorbereitet worden waren.

Gott hatte Jim stets geleitet ... seit er als Junge in seinem Heim in Portland, Oregon, lernte, dass das Buch aller Bücher die Bibel ist und dass man nicht unbedingt das Leben eines Eremiten führen muss, um ein Leben nach den Lehren der Bibel zu führen. Als er jetzt in seiner Kabine saß, wanderten seine Gedanken ins Elternhaus, das an einem Berghang gegenüber dem schneebedeckten Hood-Berg lag. Jims Vater, ein rothaariger energischer Schotte, pflegte an jedem Morgen nach dem Frühstück seine vier Kinder um sich zu versammeln und ihnen aus der Bibel vorzulesen. Stets versuchte er ihnen klarzumachen, dass man dieses Buch zur Richtschnur seines Lebens machen müsse und dass ein so geführtes Leben glücklich und lohnend wäre. Die Kinder rückten dann wohl unruhig auf ihren Plätzen in der kleinen Frühstücksecke hin und her, doch manche der hier gehörten Wahrheiten blieb haften.

Als Jim auf die Highschool kam, folgte er dem Beispiel des Apostels Paulus und ›schämte sich des Evangeliums von Christus nicht‹. Stets lag eine Bibel auf dem Stapel Bücher, mit dem er das Klassenzimmer betrat. Er besaß eine starke Begabung für architektonisches Zeichnen. Auf diesem Gebiet legte er ein ungewöhnliches Können an den Tag, sodass der Lehrer seine Zeichnungen als Musterbeispiele aufbewahrte. Schon bevor er das Technikum in Benson verließ, begann er, sich sehr für die äußere Mission zu interessieren.

Während Jim das Benson College in Wheaton, Illinois, besuchte, schränkte er jede außerhalb seines Studiums liegende College-Tätigkeit auf ein Minimum ein. Er befürchtete, sonst zu sehr von seinem Ziel abgelenkt zu werden. Deshalb lehnte er auch die Beteiligung an den verschiedensten studentischen Einrichtungen und Veranstaltungen ab und betätigte sich selbst auf sportlichem Gebiet nur noch im Ringkampf. Die Erklärung hierfür gab er in einem an seine Mutter gerichteten Brief:

»Das tue ich nur deshalb, weil ich meine Muskulatur stärken und harmonisch ausbilden will mit dem Ziel, einen möglichst tauglichen Körper als lebendiges Opfer darzubringen. Gott weiß das, und sollte er es zulassen, dass mein Körper überanstrengt wird, so wird das zu seinem Ruhm und zur Ehre seines Namens geschehen. Einfalt des Herzens und Freiheit von Furcht erwartet Gott von uns, und seine Gnade ermöglicht uns beides.«

Während seines zweiten College-Jahres kam Jim zu der Überzeugung, dass es Gottes Wille sei, in den lateinamerikanischen Ländern denen das Evangelium zu predigen, die noch nie davon gehört hatten. Dieser Überzeugung folgte sogleich auch die Tat. Er begann mit dem Studium der spanischen und griechischen Sprache. Griechisch hatte er als Hauptsprache gewählt, um sich so auf die Übersetzung der Bibel in eine Sprache vorzubereiten, in der sie bisher nicht vorlag. Seine Professoren entsinnen sich noch des Eifers, mit dem er – wenn auch nicht immer ganz einwandfrei – einige der alten Klassiker wie Xenophon und Thukydides sowie die Schriften der Kirchenväter übersetzte. Es war

ihm ein großes Erlebnis, als er die Geschichten des Neuen Testaments in Griechisch las.

»Heute lese ich zum ersten Mal die Darstellung des Leidens Christi in Johannes 19 im Original«, schrieb er an seine Eltern. »Welche Schlichtheit und welch ein Pathos! Das habe ich früher beim Lesen des englischen Textes nie so empfunden.«

Im November 1947 schrieb Jim einen Brief an seine Eltern, aus dem sein Wollen und Streben klar hervorging: »Gott hat mir einen Hunger nach Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gegeben, der nur von ihm selbst sein kann, und Gott allein kann solchen Hunger stillen. Doch Satan sucht mir viele falsche Leitbilder vorzugaukeln: gesellschaftliche Bindungen, geachteter Name, angesehene Stellung, pädagogische Begabung. Sind das aber nicht alles ›Wünsche der Heiden‹, deren Sehnen verzerrt und entartet ist? Sie können einer Seele, die Christi Schönheit erblickte, nichts sagen ... Zweifellos werdet ihr schon in Kürze hören, dass ich meine Abschlussprüfungen bestanden habe. Auch sie bedeuten mir nichts, und die Urkunden werden wohl bald in einer alten, schäbigen Kiste neben der goldenen Magisternadel mit dem Rubin liegen, für deren Erlangung ich vier Jahre lang in Benson studiert habe. Alles unter der Sonne ist eitel und ein ›Haschen nach Wind‹. – Nicht hier ist das Leben, sondern droben mit Christus in Gott, und darin finde ich meine Erfüllung, sodass ich vor Freude singen möchte.«

Jim und mein Bruder Dave Howard gehörten beide dem gleichen Semester an. Obgleich auch ich in Wheaton studierte, bin ich Jim erst Weihnachten 1947 begegnet, als ihn Dave während der Ferien mit in unser Heim brachte. Später habe ich sehr lachen müssen, als ich erfuhr, dass Jim seinen Eltern von »einem langen, hageren Mädchen« geschrieben hatte, »das durchaus keine Schönheit ist, aber eine seltsam energische Art hat, die mich anspricht«.

Nach Beendigung seines zweiten Studienjahres schrieb er an seine Eltern: »Es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor, dass

ich nun nicht mehr zu den Junioren, sondern zu den Senioren gehöre, und, offen gestanden, ist es gar nicht so erhebend, wie ich mir das vorgestellt hatte. In diesem Leben erreicht man sein Ziel wohl nie. Ist man erst im Besitz einer lang ersehnten Stellung, so strebt man schon der nächsten zu ... Ja, das Leben gleicht einem Rauch, der sich hochwindet, die Richtung wechselt und dahinschwindet. Möge der Herr uns lehren, so zu leben, dass wir mit Paulus sagen können: »Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christus zu sein.«

Nachdem Jim in jenem Sommer vor einer Gruppe von Indianern in einem Reservat gepredigt hatte, schrieb er: »Mit Freude habe ich die Gelegenheit ergriffen, das Gottes-Evangelium vor Indianern zu predigen. Ich hoffe nur, dass er mir die Gnade zuteilwerden lässt, auch denen die frohe Botschaft zu bringen, die den Namen Jesu noch nie gehört haben. Was sonst in diesem Leben wäre der Mühe wert?«

Und seinem Tagebuch vertraute er an: »Er macht seine Priester zu einer feurigen Flamme. Werde ich brennen können? Herr, befreie mich von den vielen Schlacken der ›anderen Dinge‹. Tränke mich mit dem Öl deines Geistes, damit ich zur Flamme werde. Eine Flamme aber vergeht, oft sogar schon sehr schnell. Kannst du das ertragen, meine Seele ... ein kurzes Leben?«

Der Mann, der dies schrieb, war durchaus kein Einsiedler. Er gehörte der Seniorenklasse eines nordamerikanischen College an, er war der beste Ringkämpfer der Schule, ihr ständiger Ehrenstudent, Präsident der studentischen Vereinigung für Auslandsmission, Amateurdichter und Vertreter seiner Klasse im Studentenrat. Jim wurde von seinen Studiengenossen aufrichtig geschätzt. Er war als »einer der ausgeprägtesten Charaktere« der Anstalt bekannt. Obgleich er gern spaßige Gedichte zu rezitieren pflegte, erkannte man doch sofort in ihm einen Mann von geistigem Format. Von George MacDonald stammt das Wort: »Ein Herz, das seines Gottes noch nicht sicher ist, scheut sich, in seiner Gegenwart zu lachen.«

Jim scheute sich niemals. Im Gegenteil! »Hin und wieder«, so

sagte er einmal, »bete ich um eine Sache – oft nur um ein wenig –, und irgendetwas in mir antwortet. Vielleicht bin ich es selbst, aber etwas antwortet. Dadurch klingt meine Bitte so drollig, dass ich über mich selbst lache. Dann fühle ich, dass Gott mir zulächelt. So ist es mir in letzter Zeit schon mehrmals ergangen. Wir lächeln über mein ›anderes Ich‹, das es so gar nicht vertragen kann, wenn man sich darüber lustig macht.« In der Gewissheit, dass er Gott durch seinen Glauben an Jesus Christus angehörte, fühlte Jim auch, dass Gott, der ihn erlöst hatte, ihn auch führen würde. »Hiervon bin ich ebenso überzeugt wie von meiner Erlösung«, sagte er gerne.

Während seiner Seniorenzeit wurde an der Universität von Illinois eine große Tagung für Studenten abgehalten, die sich für das Werk der Äußeren Mission interessierten.

Nach Abschluss dieses Treffens schrieb Jim in sein Tagebuch: »Ich wollte schon immer Klarheit darüber haben, dass mein Streben, Pionierarbeit unter den Indianern zu leisten, richtig ist. In dieser Woche hat Gott sie mir geschenkt. Jetzt weiß ich, dass ich unter den Indianerstämmen im südamerikanischen Dschungel missionieren werde. Ich freue mich schon jetzt sehr darauf.«

Gegen Ende des Sommers 1950 nahm Jims allgemeines Planen bestimmte Formen an. Er kam mit einem Missionar zusammen, der in Ecuador tätig gewesen war und ihm berichtete, wie sehr auf jenem Gebiet weitergearbeitet werden müsse. Dabei sprach er auch von der ständigen Bedrohung durch die grausamen Aucas. Da war es! Zehn Tage lang suchte Jim in Gebeten Klarheit darüber zu erhalten, ob dies die ihm von Gott gewiesene Aufgabe sei. Und die Gewissheit wurde ihm geschenkt. Nun schrieb er den Eltern von seiner Absicht, nach Ecuador zu gehen. Es war nur zu verständlich, dass sie Jim – ebenso wie andere, die mit ihm befreundet waren – fragten, ob nicht in den Vereinigten Staaten wichtigere Aufgaben auf ihn warteten. Es gab ja hier so viele Menschen, die von der Heilsbotschaft der Bibel noch so wenig wussten! Er antwortete ihnen:

»Ich darf nicht zu Hause bleiben, während die Ketschuas zugrunde gehen. Unsere Kirche muss aufgerüttelt werden? Nun, sie haben die Heilige Schrift, sie haben die Propheten und noch vieles mehr. Ihre Verdammnis ist in ihre Sparbücher eingetragen und in dem Staub zu lesen, der auf dem Einband ihrer Bibel liegt.«

Die gleiche Einstellung kommt auch in seinen Tagebüchern über Veranstaltungen zum Ausdruck, die er und sein Kamerad Ed McCully im südlichen Illinois durchgeführt hatten: »Fruchtlose Tage! An 32 Abenden hatten wir ›Jugend-Treffen‹ in Sparta, wo jedes Mal 50 bis 60 Menschen in einer Turnhalle zusammenkamen. Es besteht kaum Interesse, und ich beginne einzusehen, dass man so nur sehr wenige junge Menschen erreichen kann. Auf solchen Treffen Gottes Wahrheit zu verkünden, ist ein höchst schwieriges Unterfangen. Man kommt als ein Erneuerer – gleichsam als der ›Zubereiter‹ einer Gesellschaft, die gar nicht ›zubereitet‹ werden will. Die Starrheit des menschlichen Geistes ist für uns die ›Mauer von Jericho‹. Gott muss rütteln, oder die Menschen werden nicht aufgerüttelt werden.

Etwas wie Ermutigung und Zweifel ist in mir aufgekommen ... Man fühlt sich zu der Lehre hingezogen, nach der ›Chaos diesen Lehmklumpen als sein Ebenbild‹ schuf, und man möchte die ganze Last theologischer Argumente von sich werfen. Und doch, ich sehe mich durch Christi Auferstehung gehalten! Glaubte ich nicht, dass Christus durch die Überwindung des Todes das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat, ich würde das ganze System an den trüben Himmel zurückwerfen und mich noch heute auf einem Floß den Mississippi hinabtreiben lassen. Die Wirklichkeit aber nimmt allmählich festere Formen an. Sie gibt mehr Halt als alles andere, und ich habe das unbedingte Gefühl, dass es Antworten gibt, die mir noch nicht gegeben wurden und auf die ich warten muss.«

Für Jim war es bezeichnend, dass er sich, sobald er sich der Führung Gottes sicher war, nicht mehr von seinem Weg abbringen ließ. Dieser Weg wies ihn nach Ecuador, und deshalb ging

all sein Denken und Tun in diese Richtung. Jim lebte das, was er predigte, auch praktisch vor, wenn er in seinem Tagebuch schrieb: »Wo du auch immer bist, dort musst du ganz sein. Jede Lage, von der du glaubst, dass sie Gottes Willen entspricht, musst du ganz und gar durchleben.«

Schon lange hatte Jim zu Gott gebetet, er möge ihm einen Kameraden geben, mit dem er zur Missionsarbeit hinausgehen könnte; einen alleinstehenden Mann, der gewillt war, das Werk bei den Indianerstämmen mit ihm gemeinsam durchzuführen. Eine Zeit lang hatte er dabei an Ed McCully gedacht. Als Ed dann aber im Juni 1951 heiratete, bat er Gott um einen anderen Begleiter. Im August traf er seinen alten Freund Pete Fleming, der gerade seine Lehrberechtigung erlangt hatte. Später schrieb Jim an ihn:

»Es wäre mir eine sehr große Freude, wenn Gott dich dazu bewegen würde, mit mir zu gehen. Denn sonst ist es besser, wenn du zu Hause bleibst. Für mich bedeutet Ecuador den Weg des Gehorsams. Dort wartet Arbeit auf mich, hier hält mich nichts. Dessen bin ich sicher. Er wird auch dich führen und wird dafür sorgen, dass du seine Zeichen nicht übersiehst. Der Ton des stillen, sanften Sausens – nachdem Feuer und Beben vorbei sind – wird Gottes letztes Wort sein. Warte darauf und denke an das, was Amy Carmichael gesagt hat: ›Gottes Gelöbnis ruht auf mir. Ich darf mich so lange nicht damit aufhalten, mit Schatten zu spielen oder irdische Blumen zu pflücken, bis ich mein Werk verrichtet und Rechenschaft abgelegt habe.«

Sie waren einander begegnet, als sich junge, am Studium der Bibel interessierte Menschen aus Seattle und Portland zu Konferenzen und Bergbesteigungen trafen.

Pete war dann in den Osten der Vereinigten Staaten gekommen, um dort zusammen mit Jim eine Reihe von Evangelisationsvorträgen zu halten. Sechs Wochen gemeinsamer Reisen hatten ihre Kameradschaft noch mehr gefestigt. Als Jim quer durch das Land nach Nordwesten zurückfuhr, schrieb er: »Pete ist ein sehr anregender Reisepartner, der die gleichen Interessen

hat wie ich: Geologie, Botanik, Geschichte und dann: den Himmel und all die schönen Dinge, die Gott in so mannigfaltigem Überfluss über die Welt verstreut hat.«

Pete, 1928 in Seattle (Washington) geboren, hatte schon in seiner frühen Jugend Christus als seinen Erlöser angenommen. Gleich Henoah »wandelte er mit Gott«. Und er tat es in einer Weise, die ihm bei seinen Mitstudenten eine besondere Stellung verschaffte. Er besaß die Diplome in Basketball und Golf, und der Klub der Diplom-Inhaber bat ihn, ihr geistlicher Berater zu sein. In der Abschiedsansprache anlässlich seiner Promotion sagte er: »Wohin sollen wir blicken? Wohin sollen wir gehen? Ich glaube, dass wir ein Recht haben, zurück zur Bibel zu gehen. Hier haben wir einen festen Grund ... Auf ihn lasst uns bauen!«

Diese Überzeugung kam Pete zustatten, als er im Herbst 1946 als Student, dessen Hauptfach die Philosophie war, die Universität in Washington bezog. Er war ein Mann mit kritischem Geist, und das Studium der Philosophie veranlasste ihn, seine ganze Lebensauffassung einer Nachprüfung zu unterziehen. Eine Zeit lang war er in Gefahr, an dem tiefen Widerstreit seines Denkens zu scheitern, aber Gott, dem er schon seit langer Zeit »die Obhut über seine Seele anvertraut« hatte, brachte ihn auf den rechten Weg, in seine ewige Welt, zurück.

Pete arbeitete als Werkstudent, ohne sein Studium zu vernachlässigen, und war Präsident der Christlichen Bruderschaft der Universität. Er war ein Mann, den es ständig vorantrieb, der sich aber trotz seiner vielen Tätigkeiten Zeit zum Gebet und zum Lesen der Bibel nahm. Im Jahre 1951 erhielt er den Rang eines Magisters; seine Dissertation befasste sich mit einem Werk Melvilles.

Nachdem er Jim kennengelernt und mit ihm längere Zeit korrespondiert hatte, überraschte er seinen Freund eines Tages mit der Mitteilung, dass er zu der Überzeugung gekommen sei, Gott rufe ihn nach Ecuador.

»Ich denke, dass sich eine »Berufung« zum Missionswerk nicht von irgendeinem anderen Mittel unterscheidet, mit dem

Gott uns führt«, schrieb er einmal an seine Braut Olive Ainslie. »Eine Berufung ist nicht mehr und nicht weniger als Gehorsam gegenüber Gottes Willen, den er unserer Seele auf jede von ihm für richtig befundene Weise klarmacht.«

Olive kannte er seit den Kinderjahren. Beide hatten die gleiche Sonntagsschule besucht. Als er aber Gottes Ruf nach Ecuador folgte, war er entschlossen, dem Herrn ohne die Verantwortung zu dienen, die eine Familie mit sich bringt – zumindest in der ersten Zeit.

Am 6. September 1951 schrieb er an Dr. Wilfred Tidmarsh, einen englischen Missionar, der zwölf Jahre lang im Dschungel von Ecuador gearbeitet und mit vielen christlichen Gruppen in den Vereinigten Staaten Kontakt aufgenommen hatte:

»Seit Ihrem Besuch habe ich sehr viel gebetet, ob ich nach Ecuador gehen soll. Wohl noch nie habe ich in irgendeiner Angelegenheit so sehr um Klarheit gerungen. Jim und ich haben deswegen viele Briefe gewechselt, und ich habe ihm von dem starken Drang erzählt hinauszugehen. Mein ganzes Denken innerhalb und außerhalb des Studiums der Bibel ist auf Christi Worte gerichtet, die er bei der Aussendung zu seinen Jüngern sprach: ›Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ... Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert ... Wer sein Leben findet, der wird's verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.«

Ich könnte mir denken, dass die harten Anforderungen, die ein so schwieriges Missionsfeld wie Ecuador stellt, die gleichen sind, die damals Christi Jünger auf sich nehmen mussten. Ecuador scheint mir eine von Gott gegebene Gelegenheit zu sein, seine Grundsätze und Verheißungen auf die äußerste Probe zu stellen. Das Tor scheint sich zu einer Zeit aufzutun, in der ich die Entscheidung über meine Zukunft ganz dem Herrn anheimgebe. Ich habe Gottes Antwort auf meine Gebete gefunden.«

Kurz vor seiner Ausreise aus den Vereinigten Staaten sagte Pete zu einem seiner College-Freunde: »Denke an die letzten

Verse aus 1. Korinther 3: ›Alles ist euer ... ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.‹ – In unserer ganzen Persönlichkeit gehören wir Gott, und da Gott unser Wesen geschaffen hat, sehen wir mit großer Freude in ihm unseren Schöpfer. Diese Erkenntnis muss alle Gebiete und alle Schichten unseres Lebens durchdringen. In der Wahrnehmung von allem Schönen, in der Natur, der Musik, der Dichtkunst, in den Menschen und den Wissenschaften – ja, sogar im Geschmack eines Apfels – in allem ist Gott, um die Freude seiner Gegenwart in dem Gläubigen widerzuspiegeln.«